

Das neue Heft.
Jetzt gratis testen!
www.zeit.de/zv-aktuell



PREIS CHRIST & WELT 7,10 €

DIE ZEIT

MIT CHRIST & WELT



12. OKTOBER 2023 N° 43



Titelfoto: Hadas Parush/Haaretz (Familien entführter Israelis bei einer selbst organisierten Pressekonferenz in Ramat Gan, Israel, 8. 10. 2023)

Die Geiseln des Terrors

Mehr als 150 Israelis wurden von der Hamas verschleppt. Ihr Schicksal und das Leid ihrer Familien stehen im Zentrum all dessen, was nun kommt POLITIK, STREIT, FEUILLETON, GLAUBEN & ZWEIFELN

ANGRIFF AUF ISRAEL

LANDTAGSWAHLEN

Klarheit, bitte

Israel ist mit einem maßlosen Vernichtungswillen konfrontiert. Das sollte nicht vergessen werden, wenn es sich jetzt wehrt VON JAN ROSS

Der einzige Segen des Schreckens ist die moralische Klarheit, die er schafft. Kein fühlender und denkender Mensch kann im Angesicht des Massenterrorangriffs der Hamas auf israelische Zivilisten unberührt oder neutral bleiben, es gibt keinen Zweifel, wer hier Opfer und wer Täter ist. Die Solidarität mit Israel, so oft eine mechanisch dahingesagte Phrase, ist auf einmal wieder eine lebendige Empfindung.

Schlagartig hat sich damit der Blick auf das Land fundamental gewandelt. Israel war zuletzt vielen unheimlich geworden, als Staat von zweifelhaften Aussichten in Sachen Liberalität und Demokratie, in dem eine radikale Rechtsregierung die Justiz gefügig machen wollte und aggressive Siedler und religiöse Fanatiker die politische Agenda zu beherrschen schienen. Die Sorgen waren auch begründet – wengleich in der Kritik bisweilen eine verdächtige Lust daran mitschwang, den jüdischen Staat endlich guten Gewissens moralisch abtun zu können.

In der westlichen Welt ist die Sympathie mit Israel noch überwältigend

Mit den Massakern vom vergangenen Wochenende ist ein anderes Israel-Bild in den Vordergrund getreten. Man sieht wieder, wie verletzlich das Land trotz seiner Militärmacht und Wirtschaftskraft bleibt. Man sieht, welchem grenzenlosen Hass es nach wie vor ausgesetzt ist. Zu Recht werden die Taten der Hamas-Terroristen mit den enthemmten Grausamkeiten verglichen, die Milizionäre des »Islamischen Staates« nach 2014 im Irak und in Syrien an ihren Gegnern und Gefangenen begangen haben. Gerade haben die Staats- und Regierungschefs der Vereinigten Staaten, von Großbritannien, Frankreich, Deutschland und Italien in einer seltenen gemeinsamen Erklärung Israel Unterstützung bei seiner Selbstverteidigung zugesagt. Zumindes in der westlichen Welt ist die Sympathie für das Land im Augenblick überwältigend.

Wird es bei dieser entschiedenen Solidarität bleiben? Noch hat die israelische Gegenoffensive gegen die Hamas nicht mit voller Wucht begonnen. Rücken nun Bodentruppen in den Gazastreifen vor, muss man mit Straßenkämpfen und der Zerstörung ganzer Stadtviertel rechnen. Gerade weil die Hamas ihre Stellungen

und Schlupflöcher bewusst in Wohngebieten ansiedelt, dürfte es zahlreiche zivile Opfer geben. Die globale Öffentlichkeit wird in verstörenden Bildern das Leid von Palästinenserinnen und Palästinensern miterleben, die weder selbst zu den Waffen gegriffen haben noch notwendigerweise die Ziele der Terrormiliz teilen. Es ist leicht, für Israel als Opfer Sympathie zu verspüren. Wie soll man sich zu dem Land verhalten, wenn es zurückschlägt, womöglich härter denn je?

Klar ist, Recht und Moral dürfen selbst in der Auseinandersetzung mit einem barbarischen Gegner nicht beiseitegeschoben werden. Auch wer einen gerechten Krieg führt, ist verpflichtet, die Zivilbevölkerung zu schonen.

Klar ist allerdings ebenso, dass Israel jetzt unter dem Druck steht, gegen die Hamas einen schweren, womöglich vernichtenden Schlag zu führen. Er müsste vielleicht nicht die komplette Organisationsstruktur, zumindest aber die militärischen Kapazitäten der Terrormiliz zerstören. Es geht darum, die Abschreckung wiederherzustellen, die jetzt mit so katastrophalen Folgen versagt hat. Das ist mit punktuellen Aktionen nicht zu leisten, es bedeutet, so fürchtbar das ist, unvermeidlicherweise einen wirklichen Krieg.

Sobald der voll entfesselt ist, werden sich viele Stimmen melden, die von Israel Mäßigung und Verhältnismäßigkeit fordern, vor einer gefährlichen Eskalation warnen und die »Spirale der Gewalt« beklagen. Maß zu halten ist in der Politik, sogar im Krieg, immer richtig und wichtig. Doch der moralischen Unklarheit und Bequemlichkeit, die sich in Formeln wie der von der angeblichen Gewaltspirale ausdrückt, muss man entgegengetreten. Im Konflikt zwischen Israel und seinen terroristischen Gegnern stehen einander nicht zwei vergleichbare Akteure gegenüber, die Gefahr laufen, sich gegenseitig in ihrer Feindseligkeit hochzuschaukeln – während sie es bei ein bisschen gutem Willen schaffen könnten, leidlich miteinander auszukommen. Israel ist vielmehr durch die Hamas, die Hisbollah und den Iran mit einem nackten, maßlosen Vernichtungswillen konfrontiert, mit dem vielleicht hier und da ein Waffenstillstand, aber letztlich kein Kompromiss und kein Ausgleich möglich scheint. Das sollten wir in den kommenden Tagen und Wochen nicht vergessen.

Nicht nur das leidende Israel hat unsere Solidarität verdient. Sondern auch das kämpfende.

Gegen die Angst

Die Ampel hat nicht mehr die Kraft, Wähler zu binden. Jetzt kommt es auf die Union an – und echten Konservatismus VON MAX HÄGLER

Man kann den Satz von Franz Josef Strauß natürlich eigentlich nicht mehr hören, aber nun wird er ja doch wieder von einem Unionspolitiker nach dem anderen zitiert, also: »Rechts von der CDU/CSU darf es keine demokratisch legitimierte Partei geben.« Nach den Wahlen in Hessen und in Bayern steht die Frage im Raum, was diese Aussage angesichts der Erfolge von AfD und Freien Wählern heute bedeutet. In Hessen und in Bayern haben die Unionsparteien gerade gesiegt, mit Boris Rhein (CDU) und Markus Söder (CSU) an der Spitze. Aber in beiden Ländern hat die AfD solchen Zuspruch erfahren, dass sie nun jeweils die Opposition anführt. Die Frage ist umso drängender, weil die Ampel derzeit nur noch jeden dritten Wähler und jede dritte Wählerin repräsentiert und nicht mehr die Kraft hat, die Menschen an sich zu binden. Umso mehr kommt es jetzt auf die Union an.

Was also tun, wenn sogar der Wohlstand, den BMW und Deutsche Bank, Allianz und Fresenius versprechen, nicht vor so einem Rechtsruck feht? Wenn sich die Rechtspopulisten sogar in den Stammländern der Union etablieren, wo man dachte, die Menschen führten überwiegend ein wohlfinanziertes, zufriedenes, also politisch zur Mitte neigendes Leben? Ist das Straußsche Mantra obsolet?

Unter den Wählern der AfD sind viele, die sich vor der Zukunft fürchten

Im Gegenteil. Es ist, gerade angesichts der Schwäche des linken Lagers, umso mehr Aufgabe der Union, den rechten Rand einzuhegen. Und das kann gelingen, so wie es schon einmal gelang. Auch heute wählen nicht nur diejenigen AfD, die Ressentiments pflegen und einen Hang zum Autoritarismus haben. Es sind viele Menschen darunter, die sich vor der Zukunft fürchten, vor dem Krieg, den Energiekosten, vor Fremden und dem eigenen Abstieg. Es sind Menschen, die vor allem eines haben: Sorgen. Und Sorgen sind das Lebenselixier der AfD.

Insofern ist der Kampf gegen ganz rechts, gegen die AfD, ein Ringen darum, dass wieder möglichst viele im Land frei von Lebensängsten sind. Und damit wäre man bei den Konservativen. Keinem liegt das Bewahren so wie CDU

und CSU. Jedenfalls mehr als den Liberalen, den Sozialdemokraten und den Grünen, die die Gesellschaft durch Veränderung gestalten wollen – was derzeit offensichtlich schlecht ankommt.

Was die Union allerdings anbietet, reicht nicht aus. Friedrich Merz und Co. werden das konservative Profil schärfen müssen. Was das im Jahr 2023 heißen kann? Programmatisch müssen sie jetzt Bewahrer sein, ohne zu verharren im Jetzt. »Stil, Stabilität und sanfte Erneuerung«, hatte Rhein ausgegeben, das brachte ihm ein Plus von knapp acht Prozentpunkten. Das gibt die Richtung vor.

Konservativ zu sein heißt, Angstthemen klar zu benennen. Auch Härte ist zulässig, man erinnere an den Asylkompromiss vor 30 Jahren. Konservativ zu sein heißt aber nicht, schrillum Populismus nachzueifern. Vor wenigen Jahren noch hat Söder versucht, die AfD einzufangen, indem er bei der Migration auf deren massiven Abgrenzungskurs einschwenkte. Die Rechtspopulisten zogen dennoch in den Landtag ein, Söder kassierte seine Haltung wieder. In diesen Wochen gab er abermals den Hardliner – ohne viel Erfolg.

Beim Ringen um die härteste Linie kann ein Regierungschef nie gegen oppositionelle Populisten gewinnen, will er nicht die Grenzen des Anstands überschreiten. Konservativ sein, das heißt insofern auch: eine klare Linie ausgeben, ohne große Windungen. Während der Corona-Seuche, als Söder nicht lavierte, hatte er beinahe das gesamte Land Bayern hinter sich. Das ist ein Beispiel im Guten.

Und wieso konnte Söder die Zustimmung nicht weitertragen bis zur Wahl? Das liegt daran, dass er kaum Gegenrede zuließ. Damit stärkte er eine Gruppe, die sich ungehört fühlte. Der CSU, aber auch der CDU, fehlen stimmungswalrige Parteifreunde, die mit ihren Meinungen Menschen am rechten Rand gewinnen können. Leute wie früher Peter Gauweiler oder Heiner Geißler. Leute, die auch mal so formulieren, wie es sich für einen Regierungschef nicht ziemt. Konservativ sein, das muss gerade für eine Volkspartei wie die Union bedeuten: viele Strömungen zulassen. Auch das hilft, dass rechts dann wirklich kaum noch Raum bleibt. Weil es, wichtig, vor allem darum geht, den Menschen die Angst zu nehmen.

Beide Leitartikel finden Sie zum Hören unter www.zeit.de/vorgelesen

Mit 6 Seiten
Christ & Welt



»Aus Ruhe wird Kraft«

Schauspieler Daniel Donskoy über sein Judentum

Christ & Welt, Seite 3



Jede Rolle ist wichtig

Was die Kirche von Honigbienen lernen kann

Christ & Welt, Seite 5

PROMINENT IGNORIERT



Mit rotem Kopf

An der finnischen Aalto-Universität wurde zur Liebe geforscht – das Ergebnis ist für die Praxis nur bedingt nützlich. Auf Fotos wie von einer Wärmebildkamera wurden die Zonen der Leidenschaft rot markiert. Bei »wahrer Liebe« alles rot. Bei »sexueller Liebe« – rot vom Kopf bis zu den Knien. Bei »bedingungsloser Liebe« – rot nur von Kopf bis Bauch. Nein, so kommen wir nicht weiter! HBK

Kleine Bilder (v. o.): Oliver Look; David Clode/Unsplash; Hélène Blanch

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail:
DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de
ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de

ABONNENTENSERVICE:
Tel. 040 / 42 23 70 70,
E-Mail: abo@zeit.de

N° 43

78. JAHRGANG C 7451 C



Foto: Gabriel Strenger

Die Uniform hängt bereit im Kleiderschrank des Reserveoffiziers Gabriel Strenger in Jerusalem

Der Freund im Krieg

Unser Autor tauscht mit einem israelischen Reserveoffizier, Psychologen und Thora-Gelehrten persönliche Sprachnachrichten aus. So teilen sie ihren Alltag, der eine in München, der andere in Jerusalem. Und jetzt, da die Normalität zerbricht? Geschichte einer Freundschaft im Ausnahmezustand VON PATRIK SCHWARZ

Ich habe jetzt meinen nächsten zwei Patienten abgesagt und mach mich auf den Weg zum Militärfriedhof in Jerusalem.« Die Sprachnachricht erreicht mich in meiner Kaffeepause in München-Schwabing, Montag dieser Woche, früher Nachmittag. Gerade habe ich mich vor der Eisdielen um die Ecke niedergelassen. Es ist die Stimme meines Freundes aus Jerusalem, des Psychoanalytikers und Thora-Gelehrten Gabriel Strenger, des vielleicht ungewöhnlichsten Freundes, den ich seit Langem kennenlernen durfte. Im Mai haben wir ihn zuletzt besucht, über ein Sabbat-Wochenende, wo in Jerusalem das öffentliche Leben ruht, ein Sabbat-Wochenende wie das, an dem nun die Hamas losschlug. Während ich an diesem Montag in München Cappuccino trinke, fährt Gabriel in Jerusalem auf den Friedhof, seinen ersten Toten dieses Krieges zu begraben, einen entfernten Bekannten, der keine Angehörigen im Land hat. Einen »jüdischen Kämpfer« nennt Gabriel ihn in seiner Nachricht. Seine Vespa, sein bevorzugtes Fahrzeug auf den kurvenreichen Hügeln Jerusalems, hat er »mein Töff« getauft, denn Gabriel ist gebürtiger Schweizer, Jude, Israel seit etwa dem 20. Lebensjahr. Gegensätze sind sein Naturell, denke ich manchmal, und vielleicht sind wir uns da ähnlich. Als modern-orthodoxer Jude hält er die Sabbatruhe so konsequent, wie die Halacha es vorschreibt, die jüdischen Gebote für Alltag und Glauben. In der Welt von heute, mit Strom und Computern, bedeutet das Verbot, an Sabbat Feuer zu machen: am Samstag kein Handy benutzen, keine Lichtschalter betätigen (dafür gibt es Zeitschaltuhren) und sogar noch das Lämplein im Kühlschrank wird durch einen trickreich ange-

brachten Magneten am Angehen gehindert, wenn man die Türe öffnet. Doch kaum ist der Sabbat zu Ende, bei meinem Besuch im Mai, hat Gabriel mich auf den Rücksitz seines Töff gepackt, um in wildem Tempo noch einmal kurz an die Klage-mauer zu fahren (auf der Rückfahrt umkurvt er einen Stau derart kühn, dass es unmöglich Halacha-konform sein kann). Niemand hat vorhergesehen, was am vergangenen Wochenende über Israel hereingebrochen ist? Gabriel hatte zumindest eine Ahnung. Mir kommt es manchmal vor, als hätte er seherische Fähigkeiten. Vielleicht ist das aber auch einfach eine Folge seiner drei Weisen, auf die Welt zu schauen: Er ist Psychologe, Thora-Gelehrter und Offizier der Reserve bei den Israeli Defence Forces IDF – erstaunlich, wie das bei ihm zusammengeht. Und jede seiner drei Identitäten gibt ihm einen anderen Grund, sich um sein Land zu sorgen. Als Analytiker weiß er um die Verletzungen der Seele, nicht zuletzt bei seinen jüdischen Patienten, die so viel traumatische Geschichte in sich tragen, die erlebte oder ererbte Geschichte der Shoah ebenso wie die eines heutigen Lebens unter steter äußerer Bedrohung. Und gewiss glaubt er als Therapeut an die heilende Wirkung von Empathie. Als Offizier aber ist er illusionslos, was alle betrifft, die er als Feinde Israels erachtet. Und so kann er schonungslos sein bis an die Schmerzgrenze – meine Schmerzgrenze, auf alle Fälle –, wenn er über die palästinensische Führung spricht und die Besatzung im Gaza-Streifen. Nichts, aber auch gar nichts, fand der Offizier Strenger schon lange vor diesem Wochenende, sei daran falsch, mit maximaler Härte gegen die Hamas vorzugehen: Alle friedlichen Wege habe Israel erprobt seit seiner Gründung 1948 – gescheitert seien sie nie an den Juden.

Hier Gabriel zart, da Gabriel hart? Womöglich würden seine Gegensätze meinen Freund zerreißen, wenn er nicht versuchte, sie in einem dritten inneren Gabriel zusammenfließen zu lassen: Gabriel, dem Versöhner. Immer von Neuem, so kommt es mir vor, sucht dieser Gabriel sein widersprüchliches Leben – und welches wäre nicht widersprüchlich – in Einklang zu bringen: mit sich selbst und seinem Gott. Darum glaubt er mit einer schier überlebensnotwendigen Inbrunst an die Schrift und also jenen Gott der Liebe, der Juden und Christen verbindet.

Am Morgen konfrontiert mich die Freundschaft mit einem Toten: »Bruder meines Patienten ist soeben gefallen«, schreibt Gabriel

»Wie fuer die Autoren der Bibel, so war es fuer die Rabbis immer klar«, schrieb er mir kurz nach Beginn des Terrors von diesem Wochenende über die Gefahr, die er mehr fürchtet als die Hamas: »Es ist nie ein Sieg der Feinde Israels, es ist immer das Scheitern der Juden. Von uns hängt es ab.« Montag 11.05 Uhr trifft die erste Nachricht ein von unmittelbarer Gefahr für Gabriel selber sowie Abby, seine geschiedene Frau, mit der er vier große Kinder hat. Rechtschreibfehler verraten die Eile: »Gerade Angriff auf unser Quartier in Jerusalem. Rannte mit abby vin strasse in den sicherheitsraum und warten auf die Detonation.«

Abby und Gabriel sind ein ungewöhnliches Paar: Geschieden, aber beste Freunde, leben sie in zwei verschiedenen Stockwerken im selben Haus in Jerusalem. Nachmittags folgen zwei Handy-Videos von der Beerdigung des unbekanntes Soldaten, verwickelt wie viele der Videos aus Israel gerade. Gabriel schreibt dazu: »Eigentlich wollte ich die Grabrede der Schwester des Soldaten aufnehmen, dann ist es das hier geworden ... Alle Leute am Boden, zuerst mit dem Alarm, dann mit den Detonationen in unserer Naeh.«

Für ein, zwei Sekunden ist in dem Clip Gabriel unter seiner Kippa zu sehen, der Kopfbedeckung gläubiger Juden. Die Trauergäste haben sich zu Boden geworfen, man sieht blaue und weiße T-Shirts, eines in Regenbogenfarben, manche Menschen tragen Basecaps. Sie halten sich die Hände schützend über den Kopf, Sirenen heulen. Wo habe ich diese Geste schon einmal gesehen? Im Ferienflieger, wenn die Stewardess die Notlandung erklärt: »Sobald Sie das Signal ›Brace! Brace!‹ hören, nehmen Sie bitte die Notfallposition ein.« To brace heißt »sich wappnen«. Brace? Brace? Leute wappnen sich mit bloßen Händen gegen Raketen. Niemand wird verletzt. Gabriel ist nicht allein aus der Schweiz nach Israel gezogen, damals vor vier Jahrzehnten. Als seine Mutter Witwe wurde, zog auch sie nach Jerusalem. Sie hat den Tod durch die Hand der Deutschen als Kind überlebt, versteckt in Antwerpen, Belgien. Heute bringt sie deutschsprachigen Juden Hebräisch bei. Dass Israel existenzielle Gefahr droht, es war bereits Thema beim Sabbat-Mahl im Mai, zu dem Gabriel uns erstmals die Tür an seinen Familien-

tisch geöffnet hat. Auch alle vier erwachsenen Kinder sind dafür heimgekommen, dazu der jüngste Sohn aus einer anderen Ehe. Alle Großen sind bei der Armee gewesen, die zwei Töchter ebenso wie die beiden Söhne. Yair hat gerade erst seine Zeit als Panzerkommandant abgeschlossen. Es geht ausgelassen zu vor dem Essen, doch beim Schlendern durch die abendwarmen Straßen Jerusalems in Richtung Synagoge ist die Frage bereits: Wann wird Yair zum nächsten Panzer-Einsatz gerufen?

Jetzt könnte es bald so weit sein. Yair musste sich vor Kurzem einem medizinischen Routine-Eingriff unterziehen, nichts Schlimmes, doch die Narbe ist noch frisch. Ein guter Grund also, sich vom Militäreinsatz zurückstellen zu lassen? Der Vater muss den Sohn beschwören, sich nicht sofort bei seiner Einheit als kampffähig zu melden. Und erste Soldaten seiner Einheit sind bereits gefallen. Gabriels ältere Tochter Chava ist in den Flitterwochen, als die Hamas zuschlägt. Im Mai noch haben wir ihren Verlobten kennengelernt, gerade ist das Brautpaar auf die Seychellen geflogen. Wie gut, dass beide aus der Gefahrenzone sind? Chava ist in der Stadtverwaltung von Jerusalem für öffentliche Sicherheit zuständig. Sie hat noch am Wochenende einen Flug zurück nach Israel genommen. Und Gabriel? Hunderttausende Reservisten sind bereits eingezogen. Wenn das so weitergeht, wird womöglich auch der Offizier der Reserve Strenger die Uniform wieder anziehen. Von bis zu tausend Todesopfern allein auf israelischer Seite ist am Montag bereits die Rede.

Fortsetzung auf Seite 2

Wie nah können wir uns bleiben, wenn der eine im Krieg steht und der andere im Eiscafé sitzt?

Fortsetzung von Seite 1

Tendenz steigend. In einem so kleinen Land von neun Millionen Einwohnern bedeuten tausend Tote: Sehr viele kennen eine Familie, die Opfer zu beklagen hat.

Abby hat vor 20 Jahren einen der schrecklichsten palästinensischen Terroranschläge in Jerusalem überlebt: den Anschlag auf das Café Hillel 2003.

Der unbekannte Soldat, von dem Gabriel schrieb, ist bereits der zweite Tote am heutigen Montag, den die Freundschaft mit Gabriel mir in mein deutsches Leben spült. Gabriels erste Nachricht des Tages traf morgens um 9.30 Uhr ein, ein anderer Fall, ein anderer Toter: »Bruder meines Patienten ist soeben gefallen.«

Ich verspäte mich um 3 Minuten zu meinem ersten Job-Call der neuen Woche, der für 9.30 Uhr im elektronischen Kalender steht. Ab 9.33 Uhr geht es in meinem Telefon für eine Stunde nicht um Nahost, sondern um die Landtagswahl gestern in Bayern. AfD, CSU, SPD – ich sage nichts von Israel, Gaza und dem toten Bruder des Patienten eines Freundes: Warum auch – und wie soll ich überhaupt erklären, was daran mich umtreibt, hier in meiner Schwabinger Sicherheit? Ich verstehe es ja selber kaum.

Seit einer kleinen Weile pflegen Gabriel und ich unsere Freundschaft via Privat-Podcast: Es ist ein Genre, das wir uns gegeben haben, weil es uns entspricht. Vor 50 Jahren wäre unsere Form wahrscheinlich die Brieffreundschaft gewesen, vor fünf Jahren hätten wir vielleicht Mails ausgetauscht, seit diesem Jahr schicken wir uns Sprachnachrichten von einer Länge, mit der Audio-Studios halbe Podcast-Folgen bestücken könnten: mal 7 Minuten, aber oft 17, manchmal 37 Minuten am Stück.

Es ist ein Dialog in Monologen – und im Unterschied zu Telefonaten müssen wir beim Einsprechen wie beim Abhören nicht zur selben Zeit sein.

Man lernt sich kennen auf diese Weise, sehr gut. Der Paartherapeut Michael Lukas Möller hat eine ähnliche Methode für beziehungserschöpfte Ehepaare entwickelt: Du redest 15 Minuten und ich höre nur zu, danach machen wir es umgekehrt. Es tut kleine Wunder für Nähe und Vertrautheit, diese Lizenz zum Reden ohne Unterbrechung.

Der Patient, dessen Bruder tot war, die meine Arbeitswoche überhaupt begann, ist namenlos, aber erst am Vorabend hat Gabriel mir von ihm erzählt. In seinem Abend-Podcast hatte er von der Schwierigkeit berichtet, als Psychoanalytiker innerlich ruhig, wach und präsent zu bleiben für die Klienten, bei aller eigenen Aufgewühltheit, wenn das Land in Flammen steht.

36 Stunden Krieg sind zu dem Zeitpunkt schon passiert, 36 Stunden erst – und bereits drohen mir die Worte auszugehen, die Worte der Anteilnahme, des geteilten Schreckens, des sinnvollen Zuspruchs, der nicht die Podcasts mit Floskeln füllt.

Und so erzähle ich in meinem Antwort-Podcast von einem Traumbild, einer Hoffnungsphantasie, die in mir aufstieg beim Zuhören – mit einem Analytiker-Freund kann man gut die Ebenen wechseln. Heute wünsche ich mir sichtlich, dass der Freund nicht auch noch am Sinn seiner Arbeit zweifelt: Wünsche ich es ihm, oder wünsche ich es vor allem mir?

Jedenfalls erzähle ich ihm von meinem Fantasiabild eines Patienten, dem eine Therapieeinheit besonders viel bedeutet. Vielleicht ist der Klient ein Stotterer (denn mein Analytiker-Freund hat eine bahnbrechende Methode entwickelt, die erwachsenen Stotterern hilft, ihr Leiden hinter sich zu lassen). Mir steht ein Stotterer vor Augen, der es für einen Moment inmitten von Not und Tod schafft, einen Satz ohne Stolpern zu Ende zu bringen.

Gab es nicht, Gabriel, Lieber, bei aller Schrecklichkeit außerhalb deiner Praxis doch auch kurze



Der Psychologe Gabriel Strenger, 58

Momente mit diesem Patienten, in dem ein kleiner Knoten sich gelöst hat, ein Licht im Dunkeln seiner Nöte auftaucht? Und hat dieser Funken von Erleuchtung alleine vielleicht schon genügt, nicht am Sinn von Therapie zu verzweifeln, selbst wenn ringsum Bomben einschlagen?

»Bruder meines Patienten ist soeben gefallen.« Als die Nachricht mich erreicht, bin ich in München auf dem Weg zurück ins Homeoffice, der Englische Garten ist noch sommerlich warm. In Bayern war Landtagswahl am Vorabend und die Ergebnisse beherrschen die Zeitungstitel. Auch ich war für ZEIT ONLINE im Landtag. Und doch, irgendwas ist verfehlt am Primat des Lokalen über den Schrecken des Globalen an diesem Montagmorgen.

»Schon wieder Krieg! Hamas-Bomben auf Israel: 700 Tote«, die Schlagzeile einer viel gelesenen Münchner Lokalzeitung zeigt, was ankommt in Deutschland aus Israel:

»Schon wieder Krieg! Hamas-Bomben auf Israel: 700 Tote.«

Alles daran ist korrekt – und alles verzerrt. Alles daran ist geeignet, Gabriel zu enttäuschen.

»Schon wieder Krieg!« Ich bin froh, dass er die Zeile nicht sieht, die er als gebürtiger Schweizer nur zu gut zu lesen wüsste – sprachlich ohnehin, vor allem aber in all ihren Subtexten. Und die ihn in seinem Vorurteil bestätigen würde, dass Israel den Deutschen weit egal ist, als es der offizielle Sprech vortäuscht, all die Wortgeklingel-Sätze von Staatsräson und unverbrüchlicher Solidarität.

»Schon wieder Krieg!« Natürlich ist in der Schlagzeile ein Schrecken ausgedrückt wie in den berühmten Zeilen »s ist Krieg, s ist Krieg« des Dichters Matthias Claudius 1778, von dem einst im Schulunterricht gelehrt wurde, es sei das erste deutsche Antikriegsgedicht. Doch das »Schon wieder« der Zeitungsschlagzeile drückt eben auch eine Erschöpfung aus, einen Überdruß, noch ehe uns Zuschauern in der sicheren Entfernung irgendetwas abverlangt wurde außer dem Zuschauen.

Andrea, eine Herzensfreundin, die um meine Verbindung mit Gabriel weiß, schickt heute diese Sprachnachricht:

»Ich tue mich schwer mit der Kriegsberichterstattung, die Berichte über noch einen Krieg mehr, der jetzt halt in Israel ist, zusätzlich zu Syrien, zusätzlich zur Ukraine, zusätzlich zu was weiß ich. (Pause) Wir sind abgebrüht, wirklich, viel zu abgebrüht.«

Hat uns ein Jahr Zeugenschaft des Ukraine-Krieges empfindsamer gemacht für die Gräueltat der Gewalt, bewusster dafür, wie nahe uns der Schrecken kommen kann und die Gefahr? Oder haben die Bilder, die Nachrichten uns abgestumpft?

Noch ein Krieg mehr.

Ihre Sprachnachricht hat einen zweiten Teil:

»Aber wenn ich dann mit einem Menschen Kontakt habe, der einen Freund hat, den Gabriel, der in Israel wohnt und lebt und dort Familie hat und Angst hat und Hoffnung hat und klug ist und wach ist und ganz vieles sieht, viele verschiedene Ebenen gleichzeitig sieht, dann erhält das alles ein anderes Gewicht.«

Vielleicht ist es das spezifische Gewicht der Freundschaft.

Wie nah können wir uns kommen, wie fremd müssen wir uns bleiben, Gabriel und ich – unweigerlich, weil der eine im Krieg steht und der andere im Eiscafé sitzt? Und müssen wir einander vielleicht sogar fernbleiben, um weiter Freunde sein zu können: weil die Nähe zweier eng verbundener Menschen nie größer ist als am Beginn einer Katastrophe – und mit jedem weiteren Schritt werden die beiden Perspektiven unterschiedlicher werden, das Gemeinsame geringer und das Trennende größer?

Kann ich so bedingungslos Ja sagen wie Gabriel zum jetzt anrollenden Gegenschlag der Regierung Netanjahus? (Nein.) Kann Gabriel in der aktuellen Lage Verständnis aufbringen für meinen Impuls, auch immer wieder nach der Situation und Sichtweise der palästinensischen Seite zu fragen? (Nein.)

»Schon wieder Krieg! Hamas-Bomben auf Israel« – faktisch korrekt, emotional fatal:

Raketen aus dem Gaza-Streifen, das ist nicht das Neue, Dramatische, Perfide der Angriffe vom Wochenende. Raketen der Hamas, die gab es schon im Mai. Diesmal ist anders.

Krieg, habe ich Gabriel im Ohr, wieso eigentlich schreibt ihr von Krieg?!

Wißt ihr nicht, was da passiert ist, gestern, vorgestern? Ist das Krieg? Wenn Männer auf Motorrädern 260 Jugendliche abschlagen, die zum Tanzen gekommen sind, unter Hippie-Zelten und neben irgendwelchen Feel-good-Buddha-Statuen? Was daran ist Krieg, wenn sie Kinder entführen; wenn alte Frauen, demente Frauen in ihren Wohnungen umgebracht werden; wenn junge Frauen in Strandklamotten sich schreiend vor Angst auf der Straße wehren, während sie an ihren Haaren in Kofferräume gezerrt werden und nach Gaza verschleppt? Wißt ihr eigentlich nicht, warum wir diesen Staat gegründet haben? Wißt ihr nicht, dass wir das alles hier aushalten, seit 75 Jahren, seit der Gründung Israels, damit wir nie wieder ansehen müssen, wie sie unsere Kinder und Frauen verschleppen? Ja – fuck it! – wir sind ein *tortured country*, ein gequältes Land, ein Land traumatisierter Seelen, traumatisiert von der Shoah. Was meinst du, was ich dafür geben würde, friedlich in der Schweiz zu leben, mit Abby, mit den Kindern, aber ich bin ein Jude, Abby ist jüdisch, meine Kinder sind Juden und wir wollen nie, nie wieder auf andere angewiesen sein, um unsere Sicherheit zu garantieren. Und wenn wir dafür sterben, ist es immer noch besser, als anders zu sterben.

Habe ich das richtig wiedergegeben, Gabriel, deine Wahrnehmung in meinen Worten?

In unserem privaten Podcast antwortet Gabriel: »Es sind auch meine Augen durch deine Augen, meine Stimme durch deine Stimme.«

Es ist Abend geworden in Schwabing und noch immer kann man ohne Pullover draußen sitzen. Die Lichter der Großstadt haben diesen seltsamen Glanz der beginnenden Nacht. Im Mai in Tel Aviv waren die Wärme und die Lichter der Nacht ganz ähnlich, nur dass da ein Meer war und ein Strand, an dem man sitzen konnte.

Es ist jenes Meer, von dem vorhin im ARD-»Brennpunkt« ein Sprecher der Hamas erklärte, die palästinensischen Kampfschwimmer würden es nutzen, um zu Wasser Waffen und Munition anzulanden für ihre Angriffe.

Der Kampfpilot fürchtet um seine Enkel



Yair El Or mit seinem Neffen und dem Autor 2014 an der Uferpromenade in Tel Aviv

2006 reiste ANDREAS ÖHLER nach Israel, um über den damaligen Krieg zu berichten. Stets an seiner Seite war sein Freund Yair El Or. Nun rief er ihn an und bat: Erklär mir den Wahnsinn

Es brennt, Brüder, es brennt! Dieses Lied des großen jüdischen Dichters Mordechai Gebirtig, der 1942 von deutschen Soldaten auf seinem Leidenweg vom Krakauer Ghetto ins KZ Belzec ermordet wurde, hat sich ins kollektive Bewusstsein der Israelis eingepreßt. Sie lernen es in der Schule: Nie wieder tatenlos zusehen, wenn das Schtetl während der Pogrome gegen die Zivilbevölkerung angezündet wird.

Immer wenn es brennt in Israel, wähle ich die Nummer meines alten Freundes Yair El Or. Er ist meine 112, eine Art persönliche Feuerwehr-Einsatz-Nummer. Das war bereits während des »Zweiten Golfkrieges« von 1990 so, als Saddam Husseins Raketen vom Irak bis nach Tel Aviv reichten und nicht weit von Yairs schmuckem Haus in der Nähe des Yarkon-Parks einschlugen.

Entlang der siebzugjährigen Biografie meines Freundes lässt sich die Geschichte Israels ziemlich lückenlos erzählen. Sein Vater stammte aus Wien, seine Mutter war gebürtige Deutsche. Beide gehörten der zionistischen Bewegung an und wanderten nach der Reichspogromnacht 1938 nach Eretz Israel aus. Sie halfen beim Aufbau des kurz zuvor von deutschen Juden gegründeten Kibbutz Hazorea, dem eine besondere Rigorosität bei der Verwirklichung zionistischer Regeln nachgesagt wurde. Typisch deutsch eben, spotteten die Israelis bis heute und nennen sie »Jeckes«, weil sie keinen Kaftan, sondern stets kurze Jacken trugen.

Die Kindheit Yairs war voller Entbehrungen. Er und seine Geschwister lebten mit allen anderen Kindern der Siedlung in einer Art Dauerhort. Die arbeitenden Eltern durften sie täglich zwei Stunden besuchen und den Sabbat mit ihnen verbringen. Die zionistische Bewegung probte damals noch ihren »Sozialismus im Taschenformat«, wie es Yair einmal nannte. Kleinbürgerliche Familienstrukturen sollten überwunden werden. Heute ist das nicht mehr so. Immer wieder hat der Freund erzählt, wie die kleinen Kibbutzniks mit ihrer armseligen Ausstattung von den Mitschülern außerhalb gehänselt wurden. So etwas hinterläßt Spuren.

Familiäre Nestwärme gibt es nun im Haus El Or im Überschwang. Schöner kann man es sich kaum machen. Jeden Sabbat-Abend laden Yair und seine Frau Tamar die beiden Söhne mit ihren Frauen und den Enkeln zum gemeinsamen Essen ein. Yairs jüngere Schwester Dana lebt mit ihren zwei Jungs heute noch in Hazorea. Auf seinem schweren Motorrad fährt er sehr oft nach Hazorea, um mit seinen beiden Neffen etwas zu unternehmen. Die Fotos, die mir der Familienschmerz postet, zeugen von wahrem Glück, von Fürsorge und Liebe. Damit steht er nicht allein. Für die Israelis sind Kinder das Kostbarste überhaupt. Sie verkörpern die Hoffnung, dass das Leben nicht mehr wie durch die Shoah über Generationen hinweg ausgelöscht wird, und sichern die Zukunft. Wenn diese nun in beispielloser Weise von den Feinden Israels bedroht wird, ist das eine riesige Katastrophe.

Was denkt das alte Kibbutz-Kind Yair, wenn es hört, dass in der Negev-Wüste der Kibbutz Beerit von Terroristen in IS-Manier zerstört wird, dass

Menschen entführt und an die hundert Leichen geborgen werden müssen? Hätte es nicht genauso gut Hazorea treffen können?

Als ich meinen Freund am Morgen nach dem Angriff über Videotelefonie erreichte, sitzt er wie immer im schwarzen Bürosessel seiner Firma für Verpackungsmaschinen in der Stadt Holon, einem Industriestandort vor Tel Aviv. Sich schnell einen Überblick zu verschaffen, darin ist Yair normalerweise ziemlich gut. Schließlich hat er als Kampfpilot in der israelischen Luftwaffe gedient. Elitetruppe, von oben herab, das macht nicht gerade bescheiden. Doch seine Frau Tamar, eine in Israel bekannte Soziologin, sorgt als Feminismusforscherin schon dafür, dass sich sein Machismus zu Hause in Grenzen hält.

Erst kürzlich sahen wir uns in Paris. Wir sprachen bei Rotwein und Käse über die Demontage des israelischen Rechtsstaates unter Netanjahu



Andreas Öhler, 65, ist Redakteur von Christ&Welt. Der Soziologe lebt in Berlin, wo er gelegentlich auch Literaturveranstaltungen moderiert. In seiner Kolumne betrachtet er aktuelle Ereignisse und Alltagsphänomene.

und den Aufwind der AfD in Deutschland. »Hoffen wir, dass sich die Dämonen nicht losreißen«, sagte einer von uns noch beim Abschied. Jetzt kam es genau so. Die Hölle ist entfesselt in Nahost. »Vom Himmel aus kannst du am Boden nichts ausrichten. Das sagt der Flieger. Und der Vater in ihm bangt: »Wo sollen wir unsere Kinder suchen? Wir verlieren weitere Leben, um Leben zu retten, weil wir geschworen haben, dass wir niemanden zurücklassen.«

Yair kennt zwei junge Frauen persönlich, die auf dem »Tribes of Nova«-Festival für elektronische Musik in der Nähe des Gazastreifens von Hamaskämpfern entführt wurden. Über ihr Schicksal ist bisher nichts bekannt. Es macht ihm zu schaffen: 260 junge Menschen wurden wahllos massakriert, nur weil sie zusammen tanzen wollten. Der Großvater in ihm ahnt: In spätestens zehn Jahren wollen die Enkel solche Events besuchen. Wie soll das gehen? Keine noch so gut ausgebildete Armee der Welt könne, so sagt er, gegen eine solche Terrormiliz etwas ausrichten. Hier spricht jetzt wieder der alte Strategie, der seine Seele armiert hat, um nicht so schutzlos zu wirken wie einst seine Vorfahren in Europa unter dem Völkermord der Nazis. Um danach zu sagen: »Schon die Intifada nahm keine Rücksicht auf Zivilisten. Aber das, mein Bruder, ist eine neue Dimension.«

Als ich 2006 für den »Rheinischen Merkur« aus dem Libanonkrieg von Israel aus berichtete, unterstützte mich Yair logistisch. Er hatte Kontakte, fuhr mit mir an die Front nach Norden und lehrte mich, dass man im Auto in Kriegsgebieten stets mit offenem Fenster und ohne Gurt fahren soll. Die Katjuscha-Raketen kündigen ihren Einschlag nämlich durch einen Heulton an. Man hat Zeit, aus dem Wagen zu springen und im Straßengraben Deckung zu suchen. Auf der leeren Autobahn raste Yair zu unserem Ziel und blieb dabei seelenruhig. Als flöge er mit seinem Düsenjäger. Gegen meine Angst auf dem Beifahrersitz schrieb ich einen Reim: »In Israel rast man oft Autos zu Schrott/ Gehetzt drückt man dort auf die Tube/ Als fürchten sie weder Teufel noch Gott/ Nur eines: die Mördergrube.«

Jetzt hat sich wieder ein Abgrund aufgetan, dessen Ausmaß noch niemand überblicken kann.

ANZEIGE



Gelenkschmerzen natürlich reduzieren

Sobald die Tage kürzer und kühler werden, spüren auch unsere Gelenke, dass sich die Jahreszeit allmählich verändert. Wenn jede Bewegung schmerzt, fällt es besonders Arthrose-Patienten schwer, sich ausreichend zu bewegen. Gerade für sie ist Bewegung aber das A und O. Studien zeigen, dass spezielle Trink-Kollagene effektiv helfen können.

Nur durch Bewegung und Druck kann der Gelenknorpel mit wichtigen Nährstoffen aus der Gelenkflüssigkeit versorgt werden. Wer sich allerdings über die Winterzeit zu wenig bewegt, riskiert weniger Stabilität in den Gelenken.

Bewegung hilft Grundsätzlich gilt: lieber häufig moderat aktiv sein, als sich einmal die Woche zu verausgaben. Dafür eignet sich Bewegung an der frischen Luft am besten. Mit der richtigen Kleidung und gewappnet gegen Kälte oder

Nässe, werden Wanderungen und Radtouren auch im Herbst zum Vergnügen. Neben ausreichend Aktivität profitiert der Knorpel auch von natürlichen Wirkstoffen aus der Apotheke.

Den Gelenknorpel von innen stärken Der Gelenknorpel lässt sich mit einer gezielten Nährstoffzufuhr von innen unterstützen. Besonders geeignet sind hier Kollagen-Peptide in Kombination mit entzündungshemmendem Hagebutten-Extrakt und Vitamin C, wie in den CH-Alpha⁺ PLUS Trinkampullen (rezeptfrei, Apotheke). Studien belegen, dass Arthrose-Symptome, wie Schmerzen und Steifheit der Gelenke, sich bereits nach 4-wöchiger Einnahme deutlich verringern und sich die Beweglichkeit verbessert.



Bei Fragen oder für weitere Infos melden Sie sich gerne bei uns unter service@ch-alpha.de oder rufen Sie unser Expertenteam an: 0800 / 5557077 (kostenfrei).



CHA_10_1023



Foto: Oliver Look

Daniel Donskoy, 33, wurde in Moskau geboren und lebte in Berlin, Tel Aviv und London. Er hat in Serien wie »The Crown« mitgespielt, 2021 den Deutschen Filmpreis moderiert und tritt auch als Sänger auf

»Ich bin rastlos«

Während die Hamas in Israel Juden ermordet, spielt er in New York auf der Bühne den Überlebenskampf eines jüdischen Pianisten im Warschauer Ghetto: Der Schauspieler Daniel Donskoy über den Terror in der Heimat seiner Familie und sein Verhältnis zu Gott INTERVIEW VON FRANZISKA HERRMANN

Christ&Welt: Herr Donskoy, Sie stehen aktuell in New York in »Der Pianist« auf der Bühne, darin spielen Sie den jüdischen Klaviervirtuosen Wladyslaw Szpilman, der im Warschauer Ghetto versucht zu überleben. Gleichzeitig ermorden Terroristen der Hamas in Israel, wo Sie lange gelebt haben, Juden. Was geht in Ihnen vor?
Daniel Donskoy: Am ersten Tag des brutalen Angriffs auf Israel ging ich nur wenige Minuten nachdem ich mit meiner Mutter gesprochen hatte, die auf dem Weg in einen Schutzraum war, auf die Bühne. Das Stück spielt im Zweiten Weltkrieg und ist sehr grafisch. In der zweiten Szene höre ich Fliegeralarm und Bomben, die auf der Bühne einschlagen. Da ist es sehr schwer, sich daran zu erinnern, dass das, was man gerade spielt, nicht tatsächlich passiert, sondern nur inszeniert ist. Weil es gleichzeitig tatsächlich passiert. Während ich als Wladyslaw Szpilman beschreibe, wie Juden vor seinen Augen ermordet und hingerichtet werden, wurden im Süden Israels Menschen bei einem Musikfestival hingerichtet, brutal ermordet, vergewaltigt und verschleppt. In den letzten Tagen war es sehr schwer für mich, auf die Bühne zu gehen. Aber umso wichtiger ist es, mit einem Stück wie »Der Pianist« Menschen nahezubringen, worin Hass resultieren kann.
C&W: Sie sind jüdisch, wie leben Sie das?
Donskoy: Es ist Teil meiner Identität und der meiner Vorfahren. Das sitzt tief in mir drin. Identität bedeutet aber nicht, dass ich es immer auslebe. Und ausleben ist nicht zwangsläufig religiös bedingt. Ich habe teils jüdische Schulen in Deutschland besucht, bin als Erwachsener aber relativ schnell aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten. Da war ich 18 und gerade aus Israel zurück nach Deutschland gezogen. Einmal im Jahr, zum höchsten Feiertag Jom Kippur, gehe ich in die Synagoge und zeige, wie vorgeschrieben, Reue für die angehäufteten Sünden des Jahres. Dabei fühle ich mich nicht besser oder schlechter, aber es ist in mir drin. Genauso wie der Verdross, dass ich in Deutschland immer wieder auf dieses Thema angesprochen werde.
C&W: Sie haben sich aber doch mit ihrem Jüdischsein selbst exponiert als Gastgeber des Gesprächsformats »Freitagnacht Jews«, in dem Sie mit Gästen beim traditionellen Abendessen über jüdisches Le-

ben und Erleben sprechen. Warum haben Sie das gemacht?
Donskoy: Weil ich meinen Beitrag leisten wollte. Ich will Teil einer Realität sein, in der trotz meiner Abneigung zu diesem Begriff »normal« mit und nicht nur über Juden in Deutschland gesprochen wird.
C&W: Beten Sie?
Donskoy: Manchmal, wenn ich bei meinen Eltern in Israel zum Freitag-Abendessen bin, spreche ich, genau wie man sich das vorstellt, mit Kippa auf dem Kopf den Segen. Ich begreife das Gebet aber viel mehr wie einen Song, dessen Melodie mich berührt, dessen Lyrics aber unerheblich sind.
C&W: Lesen Sie die Thora?
Donskoy: Nein, nein, o Gott!
C&W: O Gott?
Donskoy: Ich habe das Alte, aber auch das Neue Testament gelesen. Für mich sind es vor allem spannende Geschichten. Dass im nächsten Leben alles besser wird, ist für mich keine Lösung, die mich zufriedenstellt. Und meine Beschneidung begreife ich auch nicht als Vertrag mit Gott. Hoch lebe die Metaphorik.
C&W: Sie glauben nicht an die Auferstehung?
Donskoy: Nach dem Tod ist es vorbei, das war's! Das Leben ist lang. Stell dir vor, du magst dein Leben nicht oder dir ist langweilig, und dann musst du das Ganze wieder von vorne durchmachen, das wäre doch schrecklich. Ich finde es erlösend, mir zu sagen: Wenn es dir scheiße geht, ist es irgendwann vorbei. Wenn es dir gut geht, genieße es, denn auch dann ist es vorbei – nur kommt es einem schneller vor.
C&W: Haben Sie keine Angst vor dem Tod?
Donskoy: Nein. Neulich habe ich mir bei einem Sturz acht Rippen gebrochen. Während ich Richtung Boden fiel, habe ich gedacht: »Nein, jetzt noch nicht!« Ich habe echt noch viel vor. Ich habe eher Angst vor Stillstand und einer Bedeutungslosigkeit meines Tuns.
C&W: Glauben Sie an Gott?
Donskoy: Würde ich an Gott glauben, hätte ich Probleme, denn es passiert so viel Schlimmes. Im Alten Testament gibt es diese Forderung nach Vertrauensbeweisen. Abraham soll seinen eigenen Sohn umbringen, um Gott seine Liebe zu bezeugen. Und Jesus liebt dich so sehr, dass er sogar für

dich stirbt? Dieses Geliebt-werden-Wollen ist etwas Passives, und die Bibel hat in meinen Augen sehr viel mit einem passiven Verständnis von dem zu tun, was dir in der Welt geschieht. Glaube ist etwas total Schönes, aber organisierte religiöse Institutionen haben meines Erachtens mehr Leid als Freude in diese Welt gebracht.
C&W: Haben Sie auf eine andere Art einen Zugang zu Übersinnlichem?
Donskoy: Neulich habe ich die Nummer einer Heilerin bekommen, das fasziniert mich! Ich glaube aber nicht, dass ich anrufen werde. Um mit dem Rauchen aufzuhören, habe ich mich mal hypnotisieren lassen. Er war der beste Hypnotiseur in Israel, hieß es. Doch es hat nicht funktioniert. Obwohl ich mich innerlich wirklich nicht gewehrt habe. Kristalle und Sternzeichen sind für mich billige Erklärungen. Da kann man auch an Supermarkt-Prospekte glauben.

»Ich habe das Alte, aber auch das Neue Testament gelesen«

C&W: Woran glauben Sie denn?
Donskoy: Ich glaube daran, dass jeder Mensch eine eigene Energie hat, die er ausstrahlt oder die er nicht zulässt. Und dass man diese Energie immer wahrnehmen kann.
C&W: Wie nehmen Sie diese Energie des anderen auf?
Donskoy: Indem ich beobachte und fühle, es ist sehr simpel. Woran ich sonst glaube, ist persönliche Leistung. Der Respekt vor sich selbst.
C&W: Setzt Sie diese Form der Selbstoptimierung nicht unter Druck?
Donskoy: Selbstoptimierung klingt negativ, als würde ich etwas falsch machen. Ich spreche von Potenzialmaximierung: Was kann ich? Was will ich? Was ist möglich? Und was hindert mich gerade daran? Mir ist klar, ich spreche aus einer privilegierten Position: Ich bin finanziell unabhängig und muss für niemanden sorgen. Und doch ist es immer mein Rat: Hab ein langes, ehrliches Ge-

spräch mit dir selbst. Die Antworten liegen in dir.
C&W: Was ist das in Ihren Augen: Erfolg?
Donskoy: Für mich ist Erfolg, wenn ich es schaffe, unabhängig etwas zu kreieren und damit Menschen zu begeistern. Und dann vielleicht auch ein bisschen stolz auf mich selbst sein kann. Lob von innen währt länger als Lob von außen.
C&W: Ist Kunst Ihre Religion?
Donskoy: Da ich mit Religion nicht viel anfangen kann, versuche ich mich an einer waghalsigen These: Künstlerisch zu arbeiten ist fast, wie Gott zu spielen. Wenn man die Erschaffung der Welt in sieben Tagen als Metapher nimmt, kann man genauso gut in sieben Tagen ein Buch schreiben. So wird man zum Gott seines eigenen kleinen Universums.
C&W: Wo fühlen Sie sich zugehörig?
Donskoy: Ich möchte mich nicht mit Menschen nur aufgrund einer gemeinsamen kulturellen Herkunft verständigen, sondern aufgrund ihres Herzens oder ihres Geistes. Als ich von Israel zurück nach Berlin zog, gehörte ich plötzlich wieder zu einer Minderheit. Ich fand es verrückt, dieser Minderheit angehören zu sollen, dann hätte ich ja auch in Tel Aviv bleiben können. Gruppen sind oft hierarchisch – Macht und soziales Ungleichgewicht führt aber, wie wir alle wissen, selten zu Gutem.
C&W: Geht es nicht darum, nicht einsam zu sein?
Donskoy: Ja, das Gefühl der Einsamkeit kenne ich. Manchmal fühle ich mich so, wenn ich vom vielen Reisen und Arbeiten ausgelagert bin, dann kommt plötzlich, allein im Hotelzimmer, so ein Gefühl hoch. Obwohl das überhaupt nicht stimmt, ich muss mich nur bei den Menschen, die mir lieb sind, melden.
C&W: Was gibt Ihnen Halt im Leben?
Donskoy: Ich bin rastlos. Wenn mich etwas festhält, will ich es loswerden. Meine Eltern haben immer gesagt, dass ich als Kind recht angstfrei war. Ich trage ein gesundes Gefühl von Sicherheit in mir.
C&W: Schauspieler spielen mit emotionalen Aggregatzuständen. Gibt es eine Emotion, der Sie sich am nächsten fühlen?
Donskoy: Excitement und Lebenslust. Wenn ich nicht weiß, was passiert. Zwischenmenschliches Drama mag ich aber nicht, dem entziehe ich mich.
C&W: Sie sind in Moskau geboren und haben in Tel Aviv, Berlin und London gelebt. Was bedeutet der Begriff »Zuhause« für Sie?

Donskoy: Es gibt keinen bestimmten Ort, an dem ich mich zu Hause fühle. Durch meine Umzüge habe ich viel darüber nachgedacht, wie man sich anpasst. Ich bin es gewohnt, mich zu adaptieren, daher versuche ich, mir die Orte, an denen ich mich aufhalte, zum Zuhause zu machen. Zum Leid der Menschen, bei denen ich wohne oder bei denen ich zu Gast bin, denn ich verteile meine Sachen gern überall.
C&W: Was tun Sie, um ausgeglichen zu sein?
Donskoy: Ich mache jeden Tag Sport: Gym, Yoga, Boxen. Und auch wenn ich abends an meinem Klavier sitzen kann, um zu spielen oder Songs zu schreiben, fühlt sich das nach Ausgleich an: Ich lasse alles raus und verbinde mich wieder mit mir.
C&W: Was ist Erholung für Sie?
Donskoy: Im Moment sein, das ist Erholung. Beim Yoga kann ich kurz meine Gedanken ausschalten. Aber eigentlich brauche ich Input, um in mir Ruhe zu erzeugen. Spaß bringt mir surfen. Einfach auf dem Brett im Meer zu sitzen und in den Horizont zu gucken. Dann kommt die Welle und alles ist anders. Aus Ruhe wird Dynamik und Kraft.
C&W: Worin besteht für Sie der Sinn im Leben?
Donskoy: Der Sinn des Lebens ist, zu verstehen, dass es endlich ist. Und diese doch recht kurze Zeit, die man hat, mit dem Spüren dieses Lebens in voller Gänze zu füllen. Wenn das, was man liebt, einem Sicherheit gibt und gleichzeitig bröckelt, ist es umso wichtiger, zu verstehen, dass die Suche nach dem Sinn des Lebens auch ein Trugschluss sein kann. Lauf, liebe, weine und sei ein Mensch, der alles spüren will. Je mehr du spürst, desto mehr lebst du.
C&W: Was bedeutet das für Sie in Zeiten von Krieg und Terror in Israel?
Donskoy: Das bedeutet für mich ganz konkret, nicht wegzuschauen, jeden Tag mit den Menschen zu telefonieren, die gerade den Horror erleben. Mich zu vergewissern, dass ich meinen Beitrag dazu leiste, auch andere Menschen zu erreichen, denen die Situation vielleicht nicht am Herzen liegt. Die Gräueltaten der Hamas aufs Schärfste zu verurteilen, Kraft zu spenden, mich zu bilden, zu lernen und jeden Tag weiter auf die Bühne zu gehen. Das »Nie wieder« ernst zu meinen und bei alledem nicht zu vergessen, zu lächeln und »Ich liebe dich« zu sagen.



Westprodukte im Osten, Berlin 1998

Sollten sich die Wessis schämen?

Christ&Welt-Autorin Petra Bahr hat in einem Essay über die Aufarbeitung der DDR-Geschichte geschrieben, sie empfinde »West-Scham«. Wie viel steckt in diesem Begriff? Wir haben zwei Westdeutsche gebeten, ihre Perspektiven aufzuschreiben

Vermessung eines Gefühls

In der vergangenen Ausgabe von Christ&Welt dokumentierten wir eine Rede, die Petra Bahr, Regionalbischöfin in Hannover und Mitglied des Deutschen Ethikrats, zum 25-jährigen Bestehen der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur hielt. Nicht nur im Osten, lautet Bahrs These, werde die SED-Diktatur verharmlost, auch im Westen rede man sich rückblickend vieles schön, was man selbst gar nicht erlebt habe. »Mein Grundgefühl«, schreibt die in Lüdenscheid geborene Bahr, »das ich erst viel später ergründet habe, ist »West-Scham«. Dieser Topos verdient eine eigene Betrachtung.«

ANZEIGE

Jede Kindheit hat ihre Geschichte.

Sorgen Sie dafür, dass sie gut ausgeht.



unicef
für jedes Kind

BESTELLEN SIE DEN KOSTENLOSEN TESTAMENTE-RATGEBER:
Tel.: 0221-93650-252
testament@unicef.de
unicef.de/testament

Schreiben Sie Zukunft. Mit Ihrem Testament.

Foto: Claudio Hill/Agentur Focus

Das überhebliche Desinteresse

Entscheidung, wenn ich gleich mal direkt beginne: West-Scham, das ist etwas Verzerrtes, solange es das Bedauern mancher Westler betrifft, 1989 nicht dabei gewesen zu sein und also selber Geschichte geschrieben zu haben.

Ja, ich kenne die scheue Befangenheit als West-Youngster, im Frühjahr 1990 in Leipzig vor Freundinnen zu stehen, die kein halbes Jahr zuvor um den Ring gezogen waren, während in den Seitenstraßen die bewaffneten Organe auf ihren Einsatzbefehl warteten und in den Krankenhäusern der Stadt auf Vorrat Blutkonserven eingelagert wurden.

Doch meine wahre West-Scham beginnt sechs, sieben, acht Jahre später, wann immer ich in München oder Stuttgart begeistert von meinen Ost- und Nach-Wende-Zeiten in Leipzig, in Berlin und auf dem Land in Sachsen-Anhalt erzähle: Leere Blicke waren die übliche Antwort, bestenfalls ahnungsloses Sekunden-Staunen, gefolgt vom Umschlagsmoment des ersterbenden Interesses und weiter im Text. Der Osten – ein Null-Thema.

Ich habe mich also nicht vor dem Osten geschämt, sondern für den Westen meiner Herkunft.

Sah denn keiner in meiner Heimat, was da Großes geschah, welche Freiräume sich aufboten, nicht nur für mauerbefreite Ostdeutsche, sondern eben auch für uns, die erste mauerfreie Generation junger Westdeutscher? Einige wenige kostbare Jahre lang bahnten sich Freundschaften ohne Vorurteile an, erblühten Orte, die ihren Jahrhundertenschlaf im Mauerschatten überstanden hatten. Das Tacheles im Berlin der frühen Neunziger – inzwischen längst zu Tode entwickelt – verwandelte sich damals von einer Abrissruine in ein kreatives Paradies der Anarchie.

Züge fuhren plötzlich durch bis nach Petersburg statt nur nach Paris, Reisen gingen nach Taschkent genauso wie nach Toronto, und die baltischen Republiken, nicht mehr die Benelux-Länder allein, lockten mit einem eigenen Interrail-Pass. Doch rasch wurden die Communitys der Ostwärts-Fahrer wieder klein, die Kreise enger: Wer kurvt schon freiwillig von Baden-Württemberg an die Masuren, wenn er das Elsass vor der Tür hat? Die Westler, denen im Osten das Herz höherschlug, erkannten sich bald untereinander – und ernteten von den Daheimgebliebenen älterer Jahrgänge befremdete Blicke: Skurrile Interessen, die diese jungen Leute heute haben. Doch die Schlüsseljahre der West-Scham zogen erst so richtig mit den Nullerjahren herauf: Ein Vorhang von Vorurteilen teilte nun das vereinigte Land – und kaum etwas konnte peinlicher sein, als Freunde Ost mit Freunden West zusammenzubringen. »Und wie lange lebst du schon in Leipzig?«, fragte unbedarft der Münchner Schulfreund bei meiner Geburtstagsfeier die gebürtige Sächsin. Sie hatte so normal geklungen.

Ich habe mich nicht vor dem Osten geschämt, sondern für den Westen, wo ich herkomme

Meine West-Scham ist eine Fremdscham: Immer habe ich den Impuls, meinen westdeutschen Elefanten meinen ostdeutschen Porzellanladen erklären zu müssen. Doch während ich noch – stockend, unbeholfen, umständlich – nach den ersten Worten suchte, ist die erste Vase schon zu Boden gefallen.

Zum lockeren Einstieg zu fragen, ob der andere vielleicht bei der SED gewesen sei, ist zum Beispiel nicht der perfekte Eisbrecher (auch wenn die Partei kein Tabuthema ist, es schon Ende der Neunzigerjahre nicht mehr war). Umgekehrt gilt: Nichts fragen ist auch keine Lösung.

Warum habt ihr denn die Schwierigkeiten in pe nicht einfach nach ihrem Leben gefragt?, wollte ich entgeistert von meinen ansonsten so gesprächsfreudigen wie wissensdurstigen West-Eltern wissen nach der desaströsen ersten Begegnung der künftig gemeinsamen Großeltern unserer Kinder (die Schwiegereltern Ost hatten sich mindestens seltsam gefühlt bei der Begegnung mit ihren Pendants West, nachdem wir das Quartett leichtsinnigerweise beim Kennenlernen allein gelassen hatten – vielleicht bereits aus antizipierter Ost-West-Scham unsererseits).

Warum also, Papi, habt ihr denn so gar nichts von ihnen wissen wollen außer Small Talk? Nun ja ... die Antwort fiel ihm sichtlich schwer, ehe es aus ihm herausbrach: Es muss ihnen doch sehr peinlich gewesen sein, aus der DDR zu kommen, nicht?

Im Rückblick auf die rund 20 Jahre, die folgen sollten, denke ich heute: Vielleicht gehören die Scham, die Unsicherheit, die Befangenheit einfach dazu, wenn sich zwei Hälften eines Landes aufeinander einlassen müssen unter derart asymmetrischen Vorzeichen?

Immerhin darin trafen sie sich auf paradoxe Weise, West und Ost: Beide waren ahnungslos übereinander. So wie die Mauer die einen eingesperrt hatte, so hatte sie die anderen ausgesperrt.

Vielleicht wissen die meisten Westler bis heute nicht, dass für sie und den Osten gilt, was man auch über Deutsche und Österreicher sagt: Uns trennt die gemeinsame Sprache. Meine Ost-Welt fing 1989 an, zweisprachig zu werden, im Sprechen, Denken, Fühlen – ich kann Ostdeutsch, ich kann Westdeutsch, und das könnten alle Ostler sagen. Aber die Westler?

Erst diese Woche war ich wieder in einer Runde, in der sich Leute reihum vorstellten. Und vielleicht kam es nur mir so vor: Als der einzige Ostler seine Herkunftstadt nannte, senkte er die Stimme so selbstverständlich ins Dezente, dass nur die Eingeweihten »Rostock« verstanden. Keinem Bremer oder Lübecker wäre das in den Sinn gekommen, davon war ich in dem Moment überzeugt. Und plötzlich wusste ich nicht mehr mit Sicherheit, ob ich darüber eher West- oder Ost-Scham empfinden sollte.

Patrik Schwarz

Der falsche Besitzerstolz

Echte Scham ist ein körperliches Gefühl. Sie überkommt einen plötzlich und heftig, lässt einem die Röte ins Gesicht schießen und die Hitze in die Fingerspitzen, lässt einen schwitzen und stammeln, das Herz rast, der Puls pocht, und der unbedingte Wunsch, sich einfach aufzulösen, zu Staub zu zerfallen, nie da gewesen zu sein, droht den Brustraum zu sprengen. Ein Moment echter Scham brennt sich für immer in die Erinnerung, er bleibt abrufbar auf Jahre, ohne Intensitätsverlust.

Man stelle sich einen westdeutschen Vermieter vor. Er besitzt mehrere Häuser in Leipzig und Dresden, beste Lage, Altbau, saniert, aber nur das Nötigste, nur so, dass es nicht reinzieht, die alten Kacheln im Bad, die gehen doch noch, das macht den Charme aus. Der Vermieter hat die Häuser schon seit einer Weile, sagen wir, seit 33 Jahren, sie sind abbezahlt, das hat ein bisschen gedauert, denn so günstig, wie immer alle denken, waren sie gar nicht, und Eigentum will ja auch ständig was von einem, aber jetzt, jetzt kommt nur noch die Miete rein, jeden Monat füllt sie sein gut gefülltes Konto noch mehr.

Eines Nachts nun, der Zweite des Monats ist angebrochen und der Vermieter schaut nur schnell, ob alle 24 Mietparteien brav überwiesen haben, scrollt er danach ein wenig über die News-Seite seines Vertrauens und stolpert über diese Meldung: Zwei Drittel der Grundstücke und Immobilien in ostdeutschen Großstädten gehören Westdeutschen. Ach du Schreck, denkt er und merkt, wie seine Ohren auf einmal glühen. Das ist ja er, der hier gemeint ist, er selbst ist Teil, wenn nicht gar Urheber dieser Ungerechtigkeit! Wie unangenehm. Wie bodenlos. Sofort veranlasst er die ostdeutsche Hausverwaltung, die sich um seine Immobilien kümmert, damit er selbst nicht so oft rübermachen muss (haha), die Mieterhöhungsschreiben doch nicht rauszuschicken. Genug ist genug. Irgendwann muss auch mal gut sein.

Ob es eine Scham bei Westdeutschen gegenüber dem Osten gibt, soll dieser Text beantworten, beziehungsweise ich soll das, denn ich bin zufällig im Westen geboren, 1988 in Hamburg. Aber bevor Sie jetzt die falsche Schublade öffnen: Ich habe weder Fonds

noch Pferd, ich erbe nüscht, ich lebe seit acht Jahren hier drüben, habe einen Ostdeutschen geheiratet, höre lieber Sächsisch als Bayerisch, kaufe nur den Bautzener Senf und hänge mir zu Weihnachten Herrnhuter Sterne ins Fenster.

Ich möchte mich nicht aufdrängen und würde mir niemals anmaßen, mich selbst als auch nur annähernd ostdeutsch zu bezeichnen (ich weiß, der Club ist sehr exklusiv), aber so richtig westdeutsch bin ich eigentlich auch nicht.

Und trotzdem kann ich mit einer Sicherheit von selbstbewussten 100 Prozent und spaßeshalber unter Verwendung einer der wenigen plattdeutschen Vokabeln in meinem Wortschatz sagen: So ein Tün-

kram. Natürlich schämt sich im Westen keiner, schon gar nicht die, die Grund dazu hätten

ten. Hatte ich erwähnt, dass die Lesung in Hessen stattfand (18,4 Prozent), bloß eine S-Bahn-Station von Hanau entfernt?

Es ist doch so: Man schämt sich nicht für seinen Wohlstand, man schämt sich nicht für seine Vorurteile, man schämt sich nicht für sein Desinteresse. Und im Grunde finde ich das auch nicht schlimm, es ist am Ende einfach ehrlich, echte Scham ist eben selten, und was wirklich niemand wollen kann, ist ein statt ihrer aufgeführtes Scham-Theater. Wem bräuchte es etwas, wenn jetzt im Westen alle schuldbehaftet die Lider senken, wie Sechstklässler, die von ihrer Lehrerin beim Rauchen erwischt wurden? Davon kann sich keiner was kaufen, anders als von, keine Ahnung, gleichen Löhnen zum Beispiel.

Verena Kestler

So geht Gemeinde

Ulrich Beckwermert züchtet Bienen im Garten des Osnabrücker Doms. Dort fühlen sich nicht nur die Insekten wohl, sondern auch Menschen, die kaum mehr in die Kirche gehen **VON HENRIK RAMPE**

Immer wenn der VfL Osnabrück ein Tor schießt, summen die Bienen im lila-weißen Bienenstock besonders laut. Das glaubt zumindest Ulrich Beckwermert – und mit Bienen und Glaubensfragen kennt er sich aus. Schließlich ist er sowohl Hobbyimker als auch Domkapitular im Bistum Osnabrück.

An diesem Donnerstagmorgen im September spielt niemand Fußball, im Garten hinter dem Dom verliert sich das Summen der Bienen im Glockengeläut und Stimmengewirr des Wochenmarkts von nebenan. Dieser Garten ist der Lieblingsort von Beckwermert. Auf einer Fläche so groß wie ein Fußballfeld wuchern Gräser hüft hoch, blüht der Efeu, Sonnenblumen sprießen. Ordensschwester und Schulklassen pflegen den Garten des Priesterseminars. Beckwermert, 59, gibt Führungen, zeigt Studierenden, Kindergarten- und Schulkindern die Bienenstöcke, sieben an der Zahl.

Um zu erzählen, wie das alles zusammenhängt, die Blumen mit dem lila-weißen Bienenstock und die katholische Kirche mit den Bienen, bittet Beckwermert in die Gartenhütte. Schwer auszumachen, wer an diesem T-Shirt-warmen Tag emsiger ist, Beckwermert oder seine Bienen. Der Priester schwirrt vor der Gartenhütte um den Tisch, den er schon gedeckt hat. Kaffee, Milch, Mohnbrötchen und Butter, fehlt nur noch die Hauptsache: frischer Honig.

»Mit den Bienen? Mit der Kirche? Womit soll ich anfangen? Was soll ich Ihnen zuerst erzählen?«, fragt Beckwermert den Reporter. Bis März 2023 war Beckwermert Generalvikar des Bistums Osnabrück. Als Bischof Franz-Josef Bode im Zusammenhang mit Missbrauchsfällen zurücktrat, erlosch auch sein Amt, das an den Bischof gebunden war. Beckwermert beugt sich über den Bottich mit Honig, taucht einen Löffel in die zähe goldbraune Masse, wickelt den Honig schwingend um den Löffel, füllt ihn in ein Glas. Zwei, drei, vier, fünf Mal macht er das. »Ah, wie herrlich das duftet, nach Sonne, nach Abenteuer«, sagt er und erzählt.

Einen der Bienenstöcke hat Beckwermert von außen lila-weiß angemalt, in den Farben des VfL Osnabrück, der in Hörweite seine Heimspiele austrägt. Der Domkapitular ist zwar kein Fußballfan und war schon ewig nicht mehr im Stadion. Aber er weiß, was der Verein den Menschen in seiner Stadt bedeutet.

Wenn Beckwermert Imkeranzug statt Priestergewand trägt, nicht von der Kanzel im Dom pre-



»Imkern kommt vom Hören«: Ulrich Beckwermert bei seinen Bienen im Garten hinter dem Osnabrücker Dom

digt, sondern vor seinen Bienenstöcken im Gras kniet, dann hören ihm Menschen zu, die schon lange keinen Schritt mehr in den Dom gesetzt haben. Einmal hat Beckwermert hier im Garten eine Messe für die Mitarbeitenden im Bistum gehalten. Anders als zuletzt 20 Menschen im Dom waren auf einmal 200 da.

Schöpfung, Gemeinschaft, Fürsorge, Leben und Sterben – das sind alles große, salbungsvolle Worte. Hier im Garten hinter dem Dom werden sie greifbar. Wenn ein Gespräch stockt, sagt Beckwermert, dann bringen die Bienen es wieder in Schwung. Die einen kennen sie als Biene Maja, die anderen wundern sich, warum immer weniger tote Insekten an der Windschutzscheibe ihres Autos kleben. Und schon ist man wieder mittendrin im Thema: Schöpfung, die Natur als Kreislauf.

Die Bienenzucht hat in der Kirchengeschichte eine lange Tradition. Schon im Mittelalter hielten sich viele Klöster die Insekten, um ihren Honig zu ernten und aus dem Wachs Kerzen für Gottesdienste herzustellen. In alten Gebeten wird der Fleiß der Bienen gelobt.

Die Bienen seien nicht nur hochgradig arbeitsteilige Honigproduzenten, sondern auch Bestäuber. In China, erzählt Beckwermert, schwärmen Menschen zu den Birnen- und Apfelbäumen aus, um die Blüten per Hand zu bestäuben. Denn in einigen Regionen gebe es keine Bienen mehr.

Beckwermert schneidet ein Mohnbrötchen auf, träufelt den Honig langsam darauf. Jeder Tag beginnt bei ihm mit Honig – dem Verdienst unzähliger Bienen. 130 Kilogramm hat Beckwermert vergangenes Jahr geerntet und das meiste davon verschenkt.

Auch der ZEIT hat er ein Glas Honig geschickt und in einem Brief dazu erklärt: »Da dieses Stückchen Wiese nun in gewisser Weise Ihnen gehört, meine ich, dass Ihnen auch der Honig zusteht.« Zur Erklärung: In der ersten Maiwoche war an jedes Exemplar der ZEIT ein Tütchen mit einer Saatmischung für 25 verschiedene Wild- oder Feldblumen geheftet – »1 m² für eine grünere Welt« hieß die Aktion. Beckwermert verstreute die Saatmischung auf der Blühwiese zwischen dem Spitzwegerich, dem Löwenzahn und den Bienenstöcken. Im Frühjahr habe die Rapunzel-Glockenblume den Bienen Nektar gespendet. Beckwermert beobachtete, wie sich Hunderte frisch geschlüpfter Insekten vor den Fluglöchern der Bienenstöcke tummelten.

Der Honig reift, wo es stockdunkel ist. In den verschlossenen Holzkästen kennt jede Biene ihre Rolle, jede Aufgabe ist gleich wichtig: Bienenstock reinigen, Wachs produzieren, Waben bauen, lästige Wespen am Stockeingang vertreiben. »Teamwork können wir von den Bienen lernen. Genau wie unglaublich viele Ehrenamtliche steht die Arbeitsbiene nicht im Scheinwerferlicht, aber leistet unverzichtbaren Dienst für die Gemeinschaft«, sagt Beckwermert. Gibt es im Bienenstock Krisen, weil den Bienen das Futter ausgeht oder sie angegriffen werden, dann suchen sie gemeinsam nach Lösungen.

In der katholischen Kirche, sagt Beckwermert, stehe es um den Zusammenhalt derzeit schlechter. Er schlägt jetzt den Bogen zu Priestern, die jahrzehntlang Minderjährige missbraucht haben, und zu einem System, das die Taten vertuscht und be-

»Männer-Dominanz tut keinem Volk gut«

das sich auch als Mahnung an die katholische Kirche lesen lässt. Der Titel: »Wie das Summen der Bienen. Was die Kirche von Honigbienen lernen kann«. Er sagt, dass er von den Bienen Demut und Dankbarkeit gelernt habe.

Sein Honigbrötchen isst Beckwermert langsam, betont genüsslich. Er weiß, dass Honig nicht einfach da ist. Biene, Fingerschnippen, sumsum, fertig. »Imkern kommt vom Hören«, sagt er. Zum einen müsse man auf den Rat von erfahrenen Imkern hören. Und zum anderen höre ein guter Imker seinem Volk zu. Bienen selbst haben keine Ohren, aber sie spüren über ihren Körper die Vibrationen, die das Summen auslöst. »Wütende Bienen summen aggressiver, schlagen schneller mit dem Flügel«, sagt Beckwermert. Er macht jetzt ein aggressives Summen nach: »Tssssss.« So wie für



Foto: David Ciolek/Unsplash, Thomas Arzner

»Genau wie unglaublich viele Ehrenamtliche steht die Arbeitsbiene nicht im Scheinwerferlicht, aber leistet unverzichtbaren Dienst für die Gemeinschaft«, sagt Ulrich Beckwermert

einen Hundebesitzer Bellen nicht gleich Bellen ist, unterscheidet Beckwermert die Zwischentöne seiner Bienen.

Als Kind trat er in ein Wespennest, wurde gestochen, musste sogar ins Krankenhaus. Lange hatte er Angst vor allem, was gelb ist und summt. Auch heute trifft er Leute, die vor dem Gartentor stehen bleiben und sich weigern, den Bienenstöcken auch nur einen Schritt näherzukommen. Was dann hilft? »Reden. Viele schieben schlechte Erfahrungen mit Wespen den Bienen in die Schuhe und haben deshalb Vorbehalte.«

Vor 15 Jahren schenkte ein pensionierter Lehrer Beckwermert sein erstes Bienenvolk. Anfangs habe er Fehler gemacht. Als er sich mit einem lauten Rasenmäher den Bienen näherte, hat der vibrierende Motor das Volk so aufgeschreckt, dass eine Biene ihn in die Stirn stach. Zurück blieb eine Beule, so groß wie ein Tennisball. Auch heute sei er kein Bienenpapst oder Imkermeister, sagt Beckwermert, höchstens ein Geselle.

Beckwermert nimmt einen letzten Bissen von seinem Brötchen, dann streift er sich seinen weißen Imkeranzug über, geht zum lila-weißen Bienenstock – und horcht. Lautes Brausen könnte darauf hindeuten, dass dem Volk die Königin fehlt. Doch es klingt ruhig, die meisten Bienen

sind ausgeschwärmt, um für den Winter einen Nektarvorrat anzusammeln.

Beckwermert könnte jetzt klopfen, um anzukündigen, dass er gleich den Bienenstock öffnet, aber das würde die Tiere nur unnötig aufschrecken. Also nimmt er den Smoker, eine Edelstahlbüchse so groß wie eine Konservendose. In der Brennkammer der Büchse kokeln Holzspäne, Gräser und Blätter. Zweimal stößt Beckwermert kurz Qualm in Richtung Einflugloch. Ihn verbinden die Bienen mit einem Waldbrand. Sie saugen sich mit Honig voll und ziehen sich in die Futterwaben zurück. Beckwermert nimmt den Deckel des Stocks ab, kontrolliert die Futterwaben, prüft: Hat die Kolonie ausreichend Platz? Ist der Bienenstock frei von Milben und anderen Parasiten? Ist genug junge Brut im Bienenstock?

Beckwermert blickt auf ein gesundes Volk, schließt den Deckel. Um den Stock verteilt liegen leblose Bienenkörper. Drohnen, also männliche Bienen, sterben, nachdem sie die Königin begattet haben, erklärt er. Die Körperhülle besteht aus Chitin, ein guter Dünger und im besten Fall die Grundlage für das kommende Frühjahr. Dann werden die Blumen wieder sprießen, Bienen neuen Nektar finden – und der Kreislauf der Natur beginnt von vorne.

ANZEIGE

ZEIT SINN

Der Newsletter – Wofür leben wir?

Der Sinn-Newsletter stellt die tiefen Fragen des Lebens und sucht nach Antworten – persönlich und grundsätzlich. Erhalten Sie jeden Freitagnachmittag ausgewählte Texte rund um Sinnsuche, Lebensentscheidungen und Wendepunkte.

www.zeit.de/sinn-newsletter

Jeden Freitag neu



DIE BILDER MEINES
LEBENS

Norbert Hummelt

Es war im Berliner
Kunsthhaus ...

... Tacheles, in den Neunzigern, als mir jemand ein Buch in die Hand gab, das er auf dem Flohmarkt erworben hatte und gleich wieder loswerden wollte: »Die Radierungen des Hercules Seghers«. Sofort versank ich in diesen kleinformigen Bildern, die steinige, leere Landschaften zeigten, eine namenlose Weite. Sie erinnern mich an Gegenden, in denen ich oft im Traum unterwegs bin, seltsam getrieben, ohne Ziel. Geheimnisvoll wie dieser Künstler, von dem man fast nichts weiß.



Foto: alg images, Laura Baginski, Michaela Korte (3)

Hercules Seghers: Die Landschaft mit Fichtenstamm (1620/1630, Kupferstichkabinett Berlin)

Der Kurator des Monats ist im Oktober der Schriftsteller **Norbert Hummelt**. Er wurde als Lyriker bekannt und ist auch als Übersetzer der Gedichte von T. S. Eliot hervorgetreten. Zuletzt erschien von ihm »1922. Wunderjahr der Wortex«. Hummelt wurde unter anderem mit dem Hölty-Preis und dem Rainer-Malkowski-Preis ausgezeichnet.

Einen Monat lang stellt an diesem Platz eine Persönlichkeit jede Woche ein Werk vor, das ihr besonders viel bedeutet: ein Gemälde, eine Fotografie, eine Grafik, eine Skulptur oder auch ein Videostill. In der letzten Ausgabe ist uns leider eine Verwechslung passiert: Das gezeigte Gemälde war nicht Albrecht Dürers »Brustbild einer jungen Venezianerin«, sondern vielmehr die »Jungfrau mit Kind« aus der Werkstatt Hans Memling (ca. 1480).

DAS WAR MEIN WENDEPUNKT

»Seine Stimme klang wie Mickymaus,
aber ich hörte wieder«

Mit Mitte 30 wurde Michaela Korte plötzlich taub. Sie entschied sich für ein Cochlea-Implantat. Von ihr kann man lernen, warum Hören so viel mehr bedeutet als nur Wörter verstehen **PROTOKOLL VON LUISE GLUM**

Im Dezember 2002 arbeitete ich als Altenpflegerin und hatte Schicht. Den ganzen Morgen war mir schon nicht gut, ich hatte ein Rauschen im Kopf und ein hochrotes Gesicht. Irgendwann habe ich meine Kollegen nicht mehr gut verstanden. Am Nachmittag ging ich zum Ohrenarzt, der stellte die Diagnose Hörsturz. Mir wurde gesagt, dass es wahrscheinlich vom Stress komme. Ich habe mir nicht viel dabei gedacht. Hörstürze haben viele Leute. Mehrere Tage bekam ich Infusionen und Kortison. Aber ich merkte bald: Mein Gehör wird nicht besser. Der Schwindel war weg und ich fühlte mich wieder gut. Aber ich blieb auf dem rechten Ohr komplett taub.

Ich habe damals nicht weiter nachgeforscht, bin auch nicht zu einem anderen Arzt gegangen. Ich dachte mir, vielleicht kommt das Gehör ja wieder. Und wenn nicht, hast du ja noch deine andere Seite. Gerade auf der Arbeit war es natürlich schwierig, nur mit einem Ohr, zum Beispiel beim Blutdruckmessen mit dem Stethoskop. Aber mein Gehirn hat sich schnell darauf eingestellt und das andere Ohr viel übernommen.

Drei Monate später ging es auf der linken Seite los. Als ich morgens aufstand, merkte ich, dass die Alltagsgeräusche leise sind. Ich ging wieder zum Ohrenarzt, der hat einen Hörverlust festgestellt und mir ein Rezept für ein Hörgerät mitgegeben. Das war der erste Schock: Plötzlich sollte ich auf so etwas angewiesen sein. Mit 33 Jahren. Ich bin auch nicht gleich zum Akustiker gegangen, weil ich Hoffnung hatte, dass sich das wieder gibt. Aber jeden Morgen habe ich aufs Neue feststellen müssen, dass wieder ein kleines Stück meiner Umwelt fehlte. Und ich immer weniger von dem verstehe, was Menschen sagen.

Ich wurde ins Krankenhaus geschickt, dort haben sie unzählige neurologische Untersuchungen gemacht, auf der Suche nach einem Infekt oder Erreger. Aber keiner konnte

mir sagen, warum ich immer schlechter höre. Ich war völlig verzweifelt, bin richtig ungehalten geworden. Irgendjemand muss mir doch helfen können, dachte ich, ich kann doch jetzt nicht warten, bis ich taub bin! Nach drei Wochen kam aber der Morgen, an dem ich aufwachte und nichts mehr hörte. Gar nichts. In den nächsten Tagen nahmen mir die Ärzte jegliche Hoffnung, dass sich daran etwas ändern würde.

Hinzu kam, dass ich einen Tinnitus entwickelt habe. Also ein Ohrgeräusch, das im Gehirn erzeugt wird. Der hat ständig in meinem Kopf geläutert, hat mich nicht schlafen lassen. Ich habe das Haus fast nicht mehr verlassen, nur noch in Begleitung von jemandem, der für mich gehört hat. Kommuniziert habe ich nur noch schriftlich, ich hatte ein kleines Buch bei mir. Meistens waren wir bei Ärzten, es ging also um mich. Es hat mich frustriert, dass immer über mich gesprochen wurde, ich aber nicht mitreden konnte. Die Ärzte haben minutenlang etwas erzählt und mir in mein Buch dann zwei Sätze geschrieben. Das hat mich richtig wütend gemacht. Ich hatte das Gefühl, dass unheimlich viel über mich hinweggeht. Dass ich fast ein bisschen entmündigt werde.

Wenn man sich unterhält, schwingt immer etwas mit. Da ist mehr als das nackte Wort. Als ich nichts mehr verstehen konnte, war ich plötzlich nicht nur taub, sondern auch mit meinen Gedanken und Gefühlen allein. Es war beängstigend.

Ich könne doch Gebärdensprache lernen, schlugen mir Leute vor. Für jemanden wie mich, der nie damit in Berührung gekommen war, kam das nicht infrage. Aber ich habe recht schnell gelernt, von den Lippen abzulesen. Das ist zwar sehr anstrengend und ich konnte Gesagtes nie vollständig verstehen, trotzdem hat es mir Erleichterung verschafft. Und ich habe angefangen, mein Umfeld stetig

mit den Augen wahrzunehmen. Gucken, gucken, gucken. Ich konnte mich ja auf nichts anderes verlassen.

Einige Wochen später eröffnete mir die Uniklinik Kiel, dass es doch eine Möglichkeit für mich geben könnte, wieder etwas zu hören. Und zwar mit einem Cochlea-Implantat. Dabei wird hinter dem Ohr in den Schädelknochen ein Implantat eingesetzt und seine Elektrodenstränge in die Hörschnecke, die Cochlea, eingeführt. Über eine magnetische Sendespule ist das Implantat mit einem Sprachprozessor verbunden, der am Ohr getragen wird. Dieser registriert die Geräusche und gibt sie an das Implantat weiter. Die Kosten hat die Krankenkasse übernommen.

Natürlich birgt so ein Eingriff Risiken wie jeder andere Eingriff auch, damals größere als heute. Die Wunde kann sich infizieren und es kann vorübergehend Schwindel auftreten. Das hat mich aber nicht großartig interessiert. Ich wollte unbedingt diese Operation, am liebsten sofort.

Leider hatten sie eine Warteliste und ich wurde erst drei Monate später operiert. Danach musste ich noch mal vier Wochen warten, ehe ich den Sprachprozessor bekommen habe. Nach fünfeinhalb Monaten kam endlich der große Tag. Ich wurde im Krankenhaus in der Audiologie erwartet. Dort legten sie mir den Sprachprozessor an und verbanden ihn mit einem Computer. Der Audiologe machte auf seinem Tastenfeld einige Einstellungen und schaltete das Gerät ein. Und dann hörte ich tatsächlich etwas! »Hallo, Frau Korte«, sagte der Audiologe. Das werde ich nie vergessen. Die nächsten zehn Minuten habe ich nur geheult. Seine Stimme klang wie Mickymaus, elektronisch, hell und komisch verzerrt. Aber ich hörte wieder.

Unten im Krankenhaus gab es damals noch eine öffentliche Telefonzelle. In der Mittagspause habe ich zu

Hause angerufen. Ich dachte: Jetzt versuchst du zu telefonieren. Das war irre. Mein Mann ist rangegangen. »Hallo Engelchen, ich höre wieder etwas«, habe ich zu ihm gesagt. Da war ich wieder da.

Was er erwidert hat, habe ich nicht verstanden. Alles hat sich fremd angehört, die Stimme meines Mannes am Telefon, das Geräusch der Schuhe beim Laufen, das Klappern der Türen. Ich musste alles angucken, zuordnen und neu abspeichern. Am zweiten Tag konnte ich bereits einen Diesel-Lkw von einem Benziner unterscheiden, weil Diesel-Lkws so ein nagelndes Geräusch von sich geben. Darauf war ich richtig stolz. Ich war erpicht drauf zu hören, als wollte ich die letzten Monate nachholen. Hören, hören, hören, egal was.

Heute ist mein Hörspektrum gut, aber mit meinen richtigen Ohren habe ich nie wieder hören können. Für mich wird es immer ein Verlust bleiben. Vor allem, wenn viele Leute um mich herum sind, habe ich Schwierigkeiten, mich zu unterhalten. Aber ich habe mich an das Implantat gewöhnt. Ich kann wieder Musik hören, gut telefonieren und an Online-Meetings teilnehmen. Und die Stimmen anderer Menschen klingen wieder normal. Mein Kopf hat sich angepasst, und ich bin zufrieden, so wie es ist.

Ich habe sogar etwas in meinem Leben dazugewonnen: mein Engagement in der Selbsthilfe. Lange Zeit kannte ich keine andere Person, die ein Implantat trägt, weil ich ländlich wohne. In einer Rehaklinik konnte ich mich zum ersten Mal mit anderen Trägern austauschen. Danach habe ich beschlossen, für meine Region eine Selbsthilfegruppe zu initiieren, als Teil der Deutschen Cochlea-Implantat-Gesellschaft. Alle zwei Monate organisiere ich ein Treffen, seit acht Jahren mache ich das schon. Das gibt mir unglaublich viel.



Michaela Korte, 54, lebt in einem kleinen Ort bei Schleswig. Dank eines Implantats kann sie wieder hören.

Impressum

Redaktion:
Georg Löwisch (Chefredakteur, Vi.S.d.P.)
Merle Schmalenbach (Stellv. Chefredakteurin)
Raoul Löbber (Chefkorrespondent,
Mitglied der Chefredaktion), Andreas Öhler,
Christina Rietz, Kilian Trotter (Kordinator
ZEIT Sinn – Wofür leben wir?)
Gestaltung: Lucas Kramer, Rike Weiger
Bildredaktion: Antje Berghäuser (frei)
Korrektur: Susanne Häfner (frei)

Christ & Welt wird herausgegeben von der
ZEIT:CREDO Verlags GmbH.

Geschäftsführer:
Rainer Esser, Patrik Schwarz

ZEIT:CREDO gehört zur
ZEIT-Verlagsgruppe Hamburg.
ZEIT:CREDO Verlags GmbH
Speersort 1, 20095 Hamburg
Telefon: (040) 32 80 00

Druck:
Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH,
64546 Mörfelden-Walldorf

Anschrift Redaktion:
ZEIT:CREDO – Christ & Welt
Schöneberger Str. 21A, 10963 Berlin
Telefon: (030) 88 71 43 83
E-Mail: briefe.christundwelt@zeit.de
Internet: www.zeit.de/christundwelt

Abonnement Deutschland:

Abonnement DIE ZEIT
mit Christ & Welt
52 Ausgaben €369,20;
Studentenabonnement DIE ZEIT
52 Ausgaben €244,40

Abonnementbestellung
für die Extraausgabe der ZEIT
mit Christ & Welt:
Leser-Service, 20080 Hamburg
Telefon: (040) 42 23 70 70
oder **E-Mail:** abo@zeit.de